„Ehrfurcht vor dem Geheimnis des Lebens“

Bischof Dr. Karl-Heinz Wiesemann zum Osterfest – 2024

Liebe Schwestern und Brüder!

Ziemlich perplex und mit nicht wenigen Fragen lässt uns der Schluss des gerade gehörten Osterevangeliums zurück. Da ist Maria von Magdala, die in ihrer Trauer zum Grab gehen will und entdeckt, dass der das Grab verschließende Stein weg ist. Voll Schrecken läuft sie zu den Jüngern, genauer gesagt zu Petrus und dem „anderen Jünger, den Jesus liebte“, der in der Tradition mit dem Evangelisten Johannes selbst identifiziert wird. Ihre Deutung ist: „Sie haben den Herrn aus dem Grab weggenommen, und wir wissen nicht, wohin sie ihn gelegt haben.“ (Joh 20,2) Wer dieses „sie“ ist, wird nicht gesagt: die Römer, die Hohepriester, Diebe, andere Jünger? Die beiden Jünger machen sich sofort in einer Art Wettlauf zum Grab auf. Johannes lugt als erster ankommend sich vorbeugend in die Grabkammer hinein, lässt jedoch dem nachkommenden Petrus den Vortritt. Der geht nun in das leere Grab hinein, der andere Jünger folgt ihm. Was sehen sie: die Leinenbinden und daneben ordentlich zusammengebunden das Schweiß Tuch, das auf dem Haupt Jesu gelegen hatte. Da heißt es von dem zweiten Jünger: „Er sah und glaubte.“ (20,8) Doch wird wiederum sofort hinzugefügt, dass sie „noch nicht die Schrift verstanden“ hätten, „dass er von den Toten auferstehen müsse.“ (20,9) Was aber hat der Jünger dann gesehen, was hat er geglaubt?

Am Anfang des Osterglaubens steht in diesen Erzählungen das leere Grab, verbunden mit der im Raum stehenden Mutmaßung, dass irgendjemand den Leichnam aus dem Grab genommen oder gar gestohlen hat. Aber *das* kann es ja nicht sein, was dem Jünger im Sehen aufgegangen ist. Es muss etwas Anderes mit ihm geschehen sein beim Wahrnehmen der aufgeräumten Leere im Grab. Kann das auch uns auf die Spur bringen, besser aus der Schrift zu verstehen, was es heißt, von den Toten auferstehen?

Ich erinnere mich an den Augenblick, in dem ich nach dem Tod meiner Mutter zum ersten Mal wieder in ihr Zimmer hier im Marthaheim in Speyer gegangen bin. Sie hatte es, ordentlich wie sie war, vor ihrem letzten Gang ins Krankenhaus wie immer aufgeräumt. Alles war da – nur sie nicht. Das Zimmer war leer, und zwar in einem ganz anderen Sinn, in einer ganzen anderen Wahrnehmung als sonst, wenn ich abends kam und sie noch im Bad war

oder auf dem Gang in ein kurzes Schwätzchen mit ihrem Nachbarn schräg gegenüber, Bischof Anton, vertieft. Ihr Sessel, in dem sie noch wenige Wochen zuvor ihr erstes Urenkelchen in den Armen gehalten hatte, stand da, als ob sie jeden Augenblick darauf Platz nehmen könnte. Und doch waren alle diese Gegenstände, war der ganze Raum wie verwandelt – von einer allumfassenden Leere ergriffen und gleichzeitig von einer mehr als nur erinnernden Gegenwart durchwaltet.

Man sagt ja, dass man den Wert und die Kostbarkeit von allem Wichtigen im Leben häufig erst dann umfassend erspürt und erkennt, wenn es nicht mehr da ist. Und zwar in dem Sinn, dass es unserem Zugriff grundsätzlich entzogen ist. Wir wollen festhalten, doch das ist uns genommen. „Halte mich nicht fest, denn ich bin noch nicht zum Vater hinaufgegangen“ (20,17), sagt im unmittelbaren Anschluss an das heutige Evangelium Christus zu Maria Magdalena. Sie muss in ihrer Trauer verstehen lernen, dass der Tote nicht irdisch verlegt wurde, sondern auf ganz neue, andere Weise gegenwärtig ist. Das aber kann sie nur durch die Erfahrung des leeren Grabes, durch die Erfahrung dieser Art von umfassender, entmächtigender Leere hindurch.

Die selbstoptimierende Geschäftigkeit unserer Zeit hat eine starke Tendenz in sich, den Tod als unproduktiv auszublenden. Es gibt so gut wie keine öffentlichen Trauerzeiten mehr. Vielleicht bei größeren Persönlichkeiten oder Anlässen noch eine öffentliche Feier mit Trauerbeflaggung oder eine Gedenkminute. Ansonsten verschwindet der Tod immer mehr aus dem öffentlichen Raum, wird er immer stärker privatisiert und individualisiert – bis in die Begräbniszeremonien hinein. Die Leere aber, die der Tod hinterlässt, bleibt – sie bleibt häufig ganz allein bei den einsam auf sich zurückgeworfenen Trauernden. Sie bleibt als verdrängte Wirklichkeit oder als innere Sinnleere. Oder auch in der Form, absoluter Vergötterung des Hier und jetzt, der eigenen Gesundheit und Agilität. Da zeigt sie sich als ständige Überforderung an das, was das durchschnittliche Leben leisten kann.

Die Todesleere, wie auch immer, bleibt. Was aber in der auf Effizienz gedrillten Betriebsamkeit unserer Welt untergeht, ist das notwendige gemeinsame Innehalten, die heilsame Unterbrechung unserer Geschäftigkeit angesichts des Todes. Sie kann uns durch das Aushalten der Leere und Stille hindurch die wertvolle Seite des Todes aufschließen: Wir erkennen die Einmaligkeit des uns geschenkten Lebens, die Kostbarkeit jedes guten

Augenblicks, die Dankbarkeit als Grundhaltung des Lebens, die Verbundenheit in der Liebe und vieles mehr. „Ich werde euch immer lieben.“ Dieser letzte Satz meiner Mutter geht immer mit mir mit. Er beschreibt eine Gegenwärtigkeit, die durch nichts auszulöschen ist.

Solche Erfahrungen prägen das Leben, weil sie sinnstiftende Werte bilden und die Kostbarkeit und Schönheit des Lebens aufleuchten lassen, seine unverfügbare Würde, die keinem Zweck unterworfen werden kann und darf. Das bildet den moralischen Menschen. Wer die entmächtigende Macht des Todes ausblendet, wer alles seinen Zielen unterwürfig macht, der geht am Ende auch über Leichen. Für den zählt die unverfügbare Kostbarkeit des einzelnen Lebens nichts mehr. Wer nicht mehr innehält– auch nicht angesichts des Todes, für den die Erschütterung des Todes dem Kitzel eines Computerspiels gleicht, der wird am Ende hemmungslos in allem, was er einzusetzen bereit ist für sich und die Ausbreitung seiner Macht.

Eine Welt, die sich selbst zum Alles erklärt und nach der es „Jenseits“ ihrer selbst nichts mehr gibt, verliert die Fähigkeit zum Abstand zu sich selbst. Das aber ist für den Menschen tödlich. Denn die Unantastbarkeit der eigenen wie der fremden Würde und die verletzliche Kostbarkeit und Schönheit des Lebens, das Geschenk und das darin gegebene Recht des Daseins erkennt er nur, wenn er dessen Unverfügbarkeit anerkennt. Das aber geschieht erst, wenn es seinem Machtspiel grundsätzlich entzogen ist. Deshalb ist der auch rechtlich zu garantierende Schutz des menschlichen Lebens vom Anfang bis zum Ende wie auch die gesellschaftliche Anerkennung der gleichen Würde und Rechte aller mit uns lebenden Menschen, ob einheimisch oder fremd, für das friedliche Zusammenleben und die moralische Kultur der ganzen Gesellschaft so entscheidend.

Der leider viel zu früh verstorbene Publizist und Moderator Roger Willemsen war zum Zeitpunkt seiner tödlichen Krebserkrankung mit einem hochinteressanten Buchprojekt beschäftigt. Er wollte unsere Welt von heute aus dem Abstand der Zukunft betrachten und wie von außerhalb darauf schauen, „wer wir waren“. Verwirklicht davon wurde lediglich ein Aufsatz, in dem sich seine Skizzen zu dem großen Wurf widerspiegeln. Für Willemsen zeigt sich der Beitrag unserer Zeit zur Menschheits- und Weltgeschichte unter dem Begriff „Selbstoptimierung“, durch die der Mensch wesentliches von dem, was ihn zutiefst als Menschen ausmacht – seine Verwundbarkeit etwa –, als Mangelerscheinung wahrnimmt,

„lauter Hindernisse im Prozess effektiver Selbstaussbeutung.“ (Roger Willemsen, Wer wir waren. Zukunftsrede, Frankfurt 2/2018, 49) Und weiter schreibt er: „In den Himmel unserer Vorbilder promovierten wir den Rechner, vorbildlich durch seine Geschwindigkeit, seine Kapazität, seine Leistungsfähigkeit auf dem Feld der unendlichen Parallelhandlungen, ein Ebenbild, das nicht sucht, nicht irrt, nicht zögert, das keinen Raum lässt für Unterbrechung, die Erschöpfung, den Interimszustand, den Irrweg, die Ratlosigkeit der Pause, den Skrupel.“ Und so resümiert er: „Wir waren die, die verschwanden.“ (51) Weil wir nicht mehr an die eigene geschöpfliche Art unseres Geistes geglaubt haben, sondern an die selbstoptimierende künstliche Intelligenz und unsere Moralität geopfert haben zugunsten von Systemen, Marktgesetzen und unhinterfragten Notwendigkeiten. Wir verschwanden, weil wir das Menschliche aus dem Menschen als Zukunftshindernis verbannten und unser eigenes Kapitulieren als notwendiges „Mit-der-Zeit-Gehen“ verkauften (52). Was Roger Willemsen in seiner ganzen Aktualität noch nicht wissen konnte, war, dass wir so dem ungezügelden Machtwahn einzelner Menschen und Gruppierungen, die jegliche Hemmungen allen Geboten der Humanität und den Möglichkeiten universaler Zerstörungsmöglichkeit gegenüber verloren haben, Tür und Tor geöffnet haben.

Aber Roger Willemsen schließt seinen Blick aus der Zukunft auf unsere Zeit nicht mit diesem Katastrophenszenario, sondern „mit jenen Menschen, die ehemals in eine Vorstellung der Zukunft aufbrachen“ (53), indem sie sich in die lebensfeindliche Atmosphäre des Weltalls katapultieren ließen, um das Wunder unserer Erde, unseres so wunderschönen, verletzlischen Lebens aus dem Abstand der unendlichen Wüste des Alls zu entdecken. Und er erinnert daran, wie so ziemlich alle, die im Weltraum waren und von dort unsere Erde wie eine unendlich schöne, zerbrechliche Mutterblase schweben sahen, von Ehrfurcht vor der Schöpfung, ja, von einer anrührenden Liebe zu allem darin, zum Makro- wie zum Mikrokosmos des Lebens, erfüllt wurden. Roger Willemsen schließt seinen Blick aus der Zukunft auf unsere Zeit mit der Feststellung: „Am äußersten Ende der Exkursion zu den Grenzen des Erreichbaren ... entdeckten sie das Kreatürliche, das Spirituelle und das Moralische und kehrten zurück zum Anfang, zum Kind, zum Säugling, der da liegt wie der zusammengekauerte Todesschläfer, der letzte komplette Mensch. Seine Zukunft muss ihm unvorstellbar gewesen sein. Sie ist es noch.“ (55)

Mich berühren diese Zeilen, weil sich für mich in diesem Blick aus dem Abstand des Universums auf unsere Erde, auf unser so verletzbares und deshalb so kostbares Leben sich etwas vom Blick Gottes selbst auf seine geliebte Schöpfung widerspiegelt. Seine anrührende Liebe gerade zu dem nicht perfekten, optimierten, sondern zum Mitfühlen und Leiden fähigen Menschen, der sucht und irrt, der zweifelt und hofft, der Angst hat und vertraut. Der in allem begrenzt ist, ja, der auch zur Schuld, zu großer Schuld fähig ist – aber gerade deshalb auch Reue und Scham empfinden kann, zur Umkehr und Erneuerung im Stande ist. Ist es die Liebe zu diesem so unvollkommenen Wesen, zu seiner unwägbaren Freiheit, die zum Dunkelsten, aber auch zum Größten und Schönsten fähig ist, die den Schöpfer das Experiment Erde in der Weite des Alls hat wagen lassen? Weil sich nur so die Möglichkeit auftut, dass es im Universum ein Wesen gibt, dass ihm, dem Schöpfer, im Entscheidenden ähnlich sein kann: in der Fähigkeit zur Liebe!

In diesem Sinne macht Ostern den Blick Gottes auf seine Schöpfung und den Menschen mitten darin frei. Seine Liebe und Bejahung seiner Schöpfung ist größer als der Tod, größer als alle Schuld und alles Versagen der Menschheit. Der Auferstandene befähigt uns dazu, die Liebe zum Endlichen, zum so unersetzlich Kostbaren des Lebens, zur Schönheit unserer Erde, zur wunderbaren Zerbrechlichkeit des Lebens wieder zu entdecken. Wie die Astronauten aus der lebensfeindlichen Leere des Weltalls das Wunder des Lebens auf der Erde wiederentdeckten, so kann uns der Auferstandene, der für uns durch den Tod gegangen ist, aus der Unendlichkeit Gottes heraus zu einem neuen Verhältnis zu unserer eigenen Lebenswelt verhelfen, zur Umkehr, zur Bewahrung der Schöpfung, zur Versöhnung und zum Frieden, zur Anerkennung der Unantastbarkeit der Würde jedes Menschen auf dieser Erde. Die Auferstehung Christi gibt uns nicht nur eine Perspektive über dieses Leben hinaus. Sie öffnet uns auch die Chance zur Erneuerung des Lebens hier und jetzt. Sie macht uns wieder zum staunenden Menschen, der Ehrfurcht hat vor dem Geheimnis des Lebens. Letztlich macht sie uns durch die Taufe wieder zum Kind Gottes, das unverdorben die Liebe noch nicht verlernt hat. Dessen Zukunft ist in der Tat unvorstellbar – weil sie nicht von uns selbst, sondern von Gott garantiert ist, vom auferstandenen Christus her, der als Erstgeborener der ganzen Schöpfung (vgl. Kol 1,15) schon auf ewig in der Wirklichkeit Gottes lebt.